

Mut haben, veraltete Positionen aufzugeben, und zugleich müssen wir die Klugheit besitzen, nicht in Extreme zu fallen. Hier wird uns ein Buch mit „mittleren Lösungen“ angeboten. An zwei Beispielen, einem aus der Einleitung und einem aus der Auslegung sei das näher erläutert.

Das Kapitel über die Verfasserfrage (60–88) beginnt mit der Klarstellung über den richtigen Ausgangspunkt. In der klassischen „johanneischen Frage“ war eine falsch formulierte Alternative enthalten, nämlich: „Ist der Zebedäussohn Johannes der Verfasser oder nicht?“ Richtiger sollten wir fragen: „Wie beruht das Evangelium auf der Autorität des Apostels Johannes?“ Wenn nämlich zwischen ihm und unserer Endgestalt noch eine Traditions- und Redaktionsgeschichte liegt, wie Schnackenburg mit Recht annimmt, so ist das für den Glauben unerheblich. Nachdem diese Voraussetzung geklärt ist, werden nacheinander die altkirchliche Überlieferung über den Verfasser und das Selbstzeugnis des Evangeliums untersucht. Schnackenburg bringt zum Schluß einen Lösungsvorschlag: Der eigentliche Evangelist ist ein mit dem jüdischen Hellenismus vertrauter Mann gewesen, der den Traditionsstoff gedanklich durcharbeitete, inhaltlich auf eine Linie brachte und sprachlich formulierte. Diese Formulierung geschah nach dem Tode des Gewährsmanns, nämlich des Zebedäussohn Johannes. „Der Jünger, den Jesus liebte“ ist also keine Selbstbezeichnung des Johannes, sondern die Bezeichnung der Schüler und insbesondere des Evangelisten für Johannes. Diese mittlere Lösung kommt der Wahrheit wahrscheinlich näher als alle extremen Lösungen der liberalen und der konservativen Forscher; sie kann sich auf viele Aussagen des Textes und auf viele frühe Traditionszeugnisse stützen.

Das Kapitel über das erste Wunderzeichen Jesu in Kana (328–354) beginnt wie jede Auslegung des Buches mit einer Übersetzung des Textes und mit einer Vorbemerkung zur literarischen Form, zur Traditions- und Redaktionsgeschichte. Es folgt die fortlaufende Exegese, dann eine längere Abhandlung über die tiefere Deutung und endlich ein Exkurs über johanneische Zeichen. Außer den zahlreichen Fußnoten sind weitere Anmerkungen zur Literatur und Auseinandersetzung mit anderen Meinungen im Kleindruck eingefügt. Die gemäßigte Art der Aussage erkennt man etwa an folgenden Sätzen und Satzteilen: „Unter dem Vorbehalt, daß auch andere Deutungen ihr relatives Recht behalten...“. „Viele Deutungen sind tiefsinniger, als sich aus der Darstellung entnehmen läßt.“ „Die sakramentale Deutung verengt unnötig den Blick.“ „Man wird auf eine spezielle Symboldeutung lieber verzichten.“ Schnackenburg bestreitet nicht, daß die Redewendung „Was willst du von mir, Frau?“ eine gewisse Distanzierung enthält; er übersetzt den Satz „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“ als Feststellung und nicht als rhetorische Frage, und er bezieht ihn nicht auf irgendeine zukünftige Stunde, sondern auf die gegenwärtige Heilstunde: die Erzählung ist, wie 2,11 beweist, eine Epiphanie-Erzählung, Bericht von einer Selbstoffenbarung Jesu. Im „Zeichen“ wird dem Glaubenden jetzt sichtbar und erfahrbar, daß der auf Erden weilende Gottessohn der Ort der Gegenwart und des Wirkens Gottes ist. Das christologische Interpretationsprinzip wird an den Anfang aller Erklärungen gestellt. Daher kann alles Streiten um die historische Tatsächlichkeit ebenso vermieden werden, wie die Behauptung von einem entmythologisierten Christentum „nach Johannes“ oder von wesentlichen Anleihen des Johannes beim heidnischen Hellenismus. Die Inkarnation des Gottessohnes, d. h. der historische Jesus wurde als Ausgangspunkt der theologischen Interpretation des Johannes erkannt.

Am Schluß des Buches wird in einem kurzen Satz mitgeteilt, daß ein zweiter und abschließender Teilband den Rest des Kommentars und die Register enthalten werde. Wir dürfen zugleich mit unserem herzlichen Dank an den Verfasser sagen, daß wir ihm und uns eine glückliche Vollendung in absehbarer Zeit wünschen.

W. Pesch

MUSSNER, Franz: *Die Johanneische Sehweise und die Frage nach dem historischen Jesus*. Quaestiones Disputatae 28. Freiburg 1965: Verlag Herder. 94 S. kart. DM 9,80.

Der bekannte Regensburger (früher: Trierer) Neutestamentler geht von der Frage aus, wieso der Christus des Johannesevangeliums anders spricht als der synoptische Jesus; ob der johanneische Christus mit dem historischen Jesus von Nazareth identisch sei und in welchem Sinne man das vierte Evangelium als Interpretation oder als Neuschöpfung verstehen dürfe und müsse.

Der Verfasser antwortet darauf als Exeget, indem er historisch-kritisch analysiert, Texte und Begriffe untersucht, die Situation des Evangelisten und ihre Bedeutung für seine theologische Sprache herausstellt und indem er in klaren Synthesen seine Ergebnisse zur johanneischen Sehweise und zur Bedeutung des Heiligen Geistes und der Liebe für die Formulierung dieses Evangeliums darlegt. — Der Verfasser antwortet zweitens immer zugleich als kirchlicher Theologe, wie man deutlich an

den vielen Hinweisen auf die Übereinstimmung mit der kirchlichen Inspirationslehre erkennen kann. Das Buch ist geradezu als eine Art Kommentar zu den Kapiteln 3 und 5 der Konzilskonstitution über die Göttliche Offenbarung zu bezeichnen. Wer über Johannes schreibt, muß ja auch schon deshalb kirchlich sein, weil dieses Evangelium besonders deutliche Bezüge zu dem „Wir-Kreis“ und zur Tradition in der Urkirche aufweist, weil es mit Recht als reife Frucht der Jesusinterpretation der Urkirche bezeichnet werden kann. — Der Verfasser antwortet drittens immer als seelsorglich engagierter Bibeltheologe. War schon die Fragestellung nicht ohne Blick auf das Suchen der modernen Menschen erfolgt, so muß die Antwort erst recht als „pastoral“ bezeichnet werden. Schon die Art des Evangeliums zwingt dazu, bezeugt es doch ein Eingehen auf die Probleme der damaligen Menschen und ist insofern schon vorbildlich für unsere Zeit. Das vorliegende Buch ist gewiß nicht leicht zu lesen, aber wer es wirklich liest, den Text des Evangeliums aufgeschlagen neben sich, der erntet reichen Gewinn. W. Pesch

THOMA, Clemens: *Judentum und christlicher Glaube*. Zum Dialog zwischen Christen und Juden. Klosterneuburg 1965: Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag. 230 S. kart. öS 78,—.

Das Symposium über die Stellung des Judentums in der christlichen Katechese, das im Januar 1965 20 Personen, Juden und Christen, im Chorherrenstift Klosterneuburg zusammenführte, stand ganz im Dienst des Konzils. Denn der Abschnitt über die Religion der Juden in der Erklärung über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen bedarf noch einer gründlichen Besinnung, ehe die dort ausgesprochenen Gedanken Gemeingut aller Christen geworden sind. Das vorliegende Buch entstand aus den Referaten dieser Tagung und ist ein vorzüglicher Spiegel der gegenwärtigen Diskussion über dieses Thema.

Von grundlegender Bedeutung ist der erste Beitrag von N. Lohfink SJ über die „Methoden der Schriftauslegung unter besonderer Berücksichtigung der das Judentum betreffenden Schriftstellen“ (S. 19—44). Es besteht kein Zweifel daran, daß die christliche Einstellung zu den Juden in Vergangenheit und Gegenwart zu einem nicht geringen Teil von dem Verständnis, oder besser gesagt von dem Mißverständnis bestimmter biblischer Aussagen geprägt wurde, die scheinbar dem Antisemitismus Vorschub leisten. Besonders das Johannesevangelium wird in diesem Zusammenhang immer wieder genannt. Die Methoden moderner Exegese können auch hier helfen, die wahre Bedeutung solcher Aussagen herauszuarbeiten. Gewiß sind bei Johannes die Juden nicht nur Typus der gottfeindlichen Mächte schlechthin (S. 155), aber ebenso stimmt die Feststellung, daß mit dem Stichwort „Juden“ im vierten Evangelium Möglichkeiten der eigenen Existenz angesprochen werden (S. 36), nämlich die Möglichkeit der Ablehnung Gottes und seines Werkes in Jesus Christus. Diese Einsicht macht in sich schon einen „biblisch begründeten Antisemitismus“ unmöglich. Eine zweite Tatsache trägt zur rechten Beurteilung der sogenannten antisemitischen Stellen der heiligen Schrift bei. Wer das Neue Testament mit den Augen des Alten Testaments liest, wird in diesem Punkt keine neue Problematik entdecken. Denn im Grunde handelt es sich hier um eine jüdische Kritik an Juden, die so alt ist wie die Bibel selbst. Von Moses bis zu den letzten Propheten erhoben immer wieder Männer in Israel ihre Stimme, die das treulos gewordene Volk zur Umkehr aufriefen. So wenig ihre Drohreden eine endgültige Verwerfung Israels bedeuteten, so wenig die „antisemitischen“ Äußerungen des Neuen Testaments.

Die beiden folgenden Beiträge von Cl. Thoma SVD und W. P. Eckert OP befassen sich mit der Geschichte des Judentums im ersten Jahrhundert und im Mittelalter (S. 45—142). Diese Ausführungen sind eine notwendige Diagnose, ohne die eine Änderung des jüdisch-christlichen Verhältnisses unmöglich erscheint. Erst wenn die biblischen und historischen Voraussetzungen und Tatsachen geklärt sind, ist ein fruchtbares Gespräch über den ökumenischen Aspekt der Begegnung mit den Juden (W. Wirth: S. 143—164) und umgekehrt über den jüdischen Aspekt der Begegnung mit den Christen (M. Koffler: S. 165—191) möglich. Solche Überlegungen münden notwendig in die Frage nach der heutigen Praxis christlicher Katechese. Jede auch noch so gut gemeinte offizielle Rehabilitierung der Juden bleibt wirkungslos, solange sie sich nicht im christlichen Alltag bemerkbar macht. Das ist aber nur dann möglich, wenn auch die christliche Katechese Einkehr hält und sich die neuen Erkenntnisse der Exegese und die Erfahrungen der Geschichte zu eigen macht. Hier ist noch viel Arbeit zu leisten, wie der letzte Beitrag von G. Molin über den sogenannten christlichen Antisemitismus und die praktische christliche Katechese deutlich zeigt (S. 193—218). Die im Anschluß an die einzelnen Referate abgedruckten Diskussionsbeiträge geben zu erkennen, daß auf diesem Gebiet noch längst nicht alle Fragen geklärt sind. Aber es ist schon sehr viel gewonnen, wenn die Notwendigkeit einer Besinnung begriffen und tatkräftig in Angriff genommen wird. Jeder